

Marthe Gosteli (1917-2017)

Autor(en): **Joris, Elisabeth**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **24 (2017)**

Heft 2: **Lebensalter = Les âges de la vie**

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Marthe Gosteli (1917–2017)

Elisabeth Joris

Wenige Monate vor ihrem 100. Geburtstag ist Marthe Gosteli am 7. April 2017 gestorben. Ihr ist zu verdanken, dass ein grosser Bestand an Quellenmaterial zur Geschichte der Frauenbewegung erhalten und der Forschung zugänglich geblieben ist. 1982 gründete sie die Gosteli-Stiftung als Trägerin des privaten Archivs auf ihrem Landsitz Altikofen in Worblaufen. Seitdem bin ich ihr als Historikerin und Feministin immer wieder an Tagungen, bei Gesprächsrunden und wiederholt auch in ihrem herrschaftlichen Haus begegnet, in dem bis auf ihr Schlafzimmer bald alle Zimmer von der Stiftung belegt waren.

Marthe Gosteli wuchs zusammen mit ihrer Schwester auf dem Gut Altikofen auf, das seit 1735 im Besitz der Familie war. Ihre Mutter war Frauenrechtlerin, ihr Vater Landwirt, Kavallerist und Mitglied der BGB. Nach dem Besuch der Fortbildungsschule der Neuen Mädchenschule Monbijou in Bern und einem Aufenthalt als Au-pair in London lebte sie seit Beginn des Zweiten Weltkriegs wieder in ihrem Elternhaus und arbeitete beim schweizerischen Armeestab in der auch für die Zensur zuständigen Abteilung Presse und Rundfunk. Später betreute sie kurze Zeit die Volksbibliothek des Inselspitals Bern, bis sie 1949 die Stelle als Leiterin der Filmabteilung des Informationsdienstes in der Propagandaabteilung der US-amerikanischen Botschaft antrat. Nach dem Tod ihres Vaters übernahm sie 1957 die Verwaltung des Bauernguts und verhandelte dabei so hartnäckig mit den Behörden über Umzonungen und Entschädigungen für den Bau einer Autobahn, eines Schulhauses, eines Sportzentrums und der geplanten Überbauung des Geländes, dass die damit verbundene Vermögensvermehrung zum Grundstein der späteren Stiftung werden konnte.

Das Weltbild von Marthe Gosteli wurde von der geistigen Landesverteidigung, Kontakten zu politischen Machträgern und dem Kaltem Krieg wie auch ihrer familiären Zugehörigkeit zur wohlhabenden Schicht der Landgutbesitzer nachhaltig geprägt. Entscheidend für ihre selbstbewusste Lebensgestaltung war die Identifikation mit den Zielen der bürgerlichen Frauenbewegung, für die sie sich seit den 1960er-Jahren engagierte. Rückblickend hielt sie diese Phase für die schönste ihres Lebens. Über Jahre war sie im Vorstand des Berner Frauenstimm-

rechtsvereins und des Bundes Schweizerischer Frauenorganisationen (BSF, heute Alliance F). 1970 nahm sie als Delegierte des Frauenclubs Zonta International an einem UNO-Seminar in Moskau zur «Mitarbeit der Frauen im Wirtschaftsleben» teil. Verschiedentlich vertrat sie den BSF in eidgenössischen Kommissionen, verhandelte gemeinsam mit anderen Vertreterinnen von Frauenverbänden mit Bundesrat und Parlament über den «richtigen Zeitpunkt» für die Abstimmung zur Einführung des Frauenstimmrechts. Dieser direkte Kontakt zu Machträgern war ihr wichtig, denn die Männer sollten nicht vor den Kopf gestossen, sondern überzeugt werden.

Von Demonstrationen und anderen Protestaktionen hielt sie dagegen wenig, der Frauenstreik von 1991 berührte sie nicht. Bereits Jahre zuvor zeigte sie im Gegensatz zu vielen Exponentinnen des Frauenstimmrechtsverbands kaum Verständnis für die Versuche, durch eine aktuelle Interpretation der Bundesverfassung in Bezug auf den Begriff «Schweizer», das Stimmrecht auf die Frauen auszuweiten, wie das 1957 die Frauen von Unterbäch durch ihre Stimmabgaben zur Vorlage über den obligatorischen Einbezug der Frauen in den Zivilschutz machten und damit weit über die Landesgrenzen hinaus für mediales Aufsehen sorgten. Marthe Gosteli setzte vielmehr auf die Überzeugungsarbeit der Frauenverbände, die insofern Früchte zeitigte, als Bundesrat Feldmann kurz vor dem Urnengang zu ebendieser Zivilschutzvorlage die erste Abstimmung zum Frauenstimmrecht ankündigte. Ähnlich war die Haltung Marthe Gostelis rund zehn Jahre später. Zwar waren sich alle Frauenstimmrechtlerinnen in der Opposition gegen das Ansinnen des Bundesrats einig, die Europäische Menschenrechtskonvention wegen des fehlenden Frauenstimmrechts in der Schweiz mit Vorbehalt zu ratifizieren. Doch während im März 1969 rund 4000 Frauen, darunter viele junge, dem Aufruf von Frauenstimmrechtlerinnen aus Zürich und Basel folgten und medienwirksam – es ist an die fulminante Rede der späteren Zürcher Ständerätin und Stadträtin Emilie Lieberherr zu erinnern – mit Trillerpfeifen gegen das Vorhaben des Bundesrats protestierten, versammelten sich die rund 600 Delegierten der Arbeitsgemeinschaft der schweizerischen Frauenverbände für die politischen Rechte der Frau zur Kundgebung im nahen Kursaal. Obwohl die von Marthe Gosteli fast im Alleingang organisierte Versammlung genauso vehement gegen die Ratifizierung opponierte, war das mediale Echo bedeutend geringer als auf die Demonstrierenden auf dem Bundesplatz. Feministische Historikerinnen honorierten daher den Einsatz der Arbeitsgemeinschaft nur zurückhaltend und stellten – so Marthe Gosteli – die Ereignisse verkürzt dar. Rückblickend ist ihre Verärgerung durchaus nachvollziehbar, denn das Scheitern der Ratifizierung mit Vorbehalt ist auch ihrem Lobbyieren zu verdanken. Ebenso war sie am Ringen um den schliesslich auf den 7. Februar 1971 angesetzten Urnengang und an der Abstimmungskampagne für das Frauenstimmrecht wesentlich beteiligt.

Von ihrer Skepsis gegenüber Feministinnen der neuen Generation sollte sie nie abrücken und brachte diese auch mir gegenüber immer wieder unverhohlen zum Ausdruck. Für sie war unsere Perspektive «ideologisch», ihre Sicht dagegen eine «neutrale». Noch 2007 äusserte sie im Gespräch mit Heidi Witzig, sie finde die linken, radikalen Frauen, die den Feminismus für sich gepachtet hätten, als Anmassung. Mit ihrer «Usurpation» des Begriffs Feminismus hätten sie der Sache geschadet.

Die Ablehnung des linken Feminismus war wohl mit ein Grund für ihren Entscheid, fast ihr ganzes Vermögen in die 1982 gegründete Gosteli-Stiftung zu investieren. So gilt die «ideologiefreie» Aufarbeitung der Geschichte der Frauenbewegung seit der Gründung als Hauptziel der Stiftung. Das Archiv übernahm die Bibliothek und Broschürensammlung des BSF und konzentrierte sich auf das Sammeln und Erschliessen der Nachlässe von Frauenverbänden, Frauenvereinen und Frauengruppen sowie von privaten Einzelnachlässen, um diese für Forschungen und Publikationen zugänglich zu machen. Dabei zeigte sich Marthe Gosteli konsequent und politisch offen: sie nahm alles Material, ob ihr dessen Ausrichtung passte oder nicht. So sind auf dem Altikofen der Nachlass der Berner «Frauenloube», die sich zum Teil radikal von der alten Frauenbewegung abgrenzte, ebenso deponiert wie der Nachlass der «FemmesTour» des 1998er-Zusammenschlusses der feministisch geprägten Frauenstadtrundgänge. Heute sind Nachlässe von über 200 Vereinen und von fast ebenso vielen individuellen Frauen auf dem Altikofen deponiert. Die Archivierung dieser zahlreichen Einzelnachlässe ist das grosse Verdienst von Marthe Gosteli und kann von der Geschichtsforschung nicht genug hoch gewertet werden. Denn während öffentliche Archive sich für die Deponierung der Nachlässe von Verbänden immer schon offen zeigten, war das für andere Nachlässe nur in beschränktem Mass der Fall. Viele Nachlässe von Privatpersonen und informellen Gruppen wären vernichtet worden, hätten sie nicht in der Stiftung einen Ort und in Marthe Gosteli eine Person gefunden, denen sie ihr Material anvertrauen wollten.

Doch die Stiftung ist mit dieser Offenheit an ihre Grenzen gestossen, räumlich und finanziell. Dieser Sachverhalt hat mit Marthe Gostelis Status als Unternehmerin und Mäzenin zu tun. Zwar zeigte sie in Bezug auf die Anstellung von Mitarbeiterinnen eine gute Hand, sie erwiesen sich als äusserst kompetent. Mit externen Fachleuten tat sie sich aber schwer, empfand diese als elitär und arrogant. Sie sei gerade gut genug gewesen, um Geld und Infrastruktur bereitzustellen, doch dann hätten diese selbst bestimmen wollen, so Marthe Gosteli im Gespräch mit Heidi Witzig. Doch in ihrem Archiv entscheide sie als Stifterin allein. Erst mit 90 Jahren gab sie das Stiftungsratspräsidium auf und mit 95 die operative Leitung. Nach Verena Müller, Historikerin und ehemaliger Stiftungsrätin, waren Haltung und Handeln von Marthe Gosteli kongruent. Nur ihrer zielgerichteten Eigensinnigkeit

als Unternehmerin ist die Gründung der Stiftung zu verdanken, und aus ebendieser Haltung heraus liess sich Marthe Gosteli nicht in ihr Geschäft dreinreden. Ihr hierarchisch geprägter Habitus sowie die mangelnde Bereitschaft, ihre Rolle zu reflektieren, boten immer wieder Konfliktstoff. Verschiedentlich schlug der Stiftungsrat eine Anbindung an eine Institution vor, um die Archivierung langfristig zu sichern, doch stiessen fast alle dieser Vorschläge bei ihr auf Ablehnung. Schliesslich trat der Stiftungsrat 2005 kollektiv zurück. Ebenso ablehnend zeigte sie sich gegenüber einem privatwirtschaftlich ausgerichteten Geschäftsmodell basierend auf der finanziellen Entschädigung von Leistungen nach dem Vorbild des Archivs für Agrargeschichte, dem sie ein Mandat zur inneren Archivorganisation und elektronischen Erschliessung erteilt hatte. Die sich abzeichnende engere Zusammenarbeit der beiden Privatarchive scheiterte an den unterschiedlichen Vorstellungen der Finanzierung, verstand sich Marthe Gosteli doch immer auch als Mäzenin.

Das Archiv sowie die Herausgabe von Büchern mit Archivmaterialien sollte nach Marthe Gostelis Willen mit ihrem Namen verbunden bleiben, auch wenn die Redaktion fast ausschliesslich von den als Mitherausgebende zeichnenden wissenschaftlich geschulten Personen geleistet wurde. Doch erst dank den finanziellen Leistungen von Marthe Gosteli konnten diese Vorhaben umgesetzt werden. So stehen trotz aller Kritik die Verdienste von Marthe Gosteli um die Geschichte der Frauenbewegung im Vordergrund und wurden mehrfach mit Preisen und Auszeichnungen honoriert. Die höchste Ausprägung fanden diese in der Verleihung des Ehrendoktors der Universität Bern auf Anstoss von Beatrix Mesmer und in dem mit 100'000 Franken dotierten Kulturpreis der Burgergemeinde Bern für die Gosteli-Stiftung. Doch damit ist die Zukunft von Marthe Gostelis Werk nicht gesichert. Das Stiftungsvermögen ist erschöpft, während die Aufbewahrung des Archivmaterials, die Erschliessung und vor allem notwendige Investitionen in die Gebäulichkeiten weit grössere finanzielle Mittel verlangen. Daher bleibt Marthe Gostelis Wunsch, dass auch nach ihrem Tod die Eigenständigkeit des Archivs an seinem angestammten Ort auf dem Altikofen erhalten bleibt, mehr als offen. Dass aber die archivierten Nachlässe erhalten bleiben, ist – so ist zu hoffen – unbestritten.